Schnell im Team

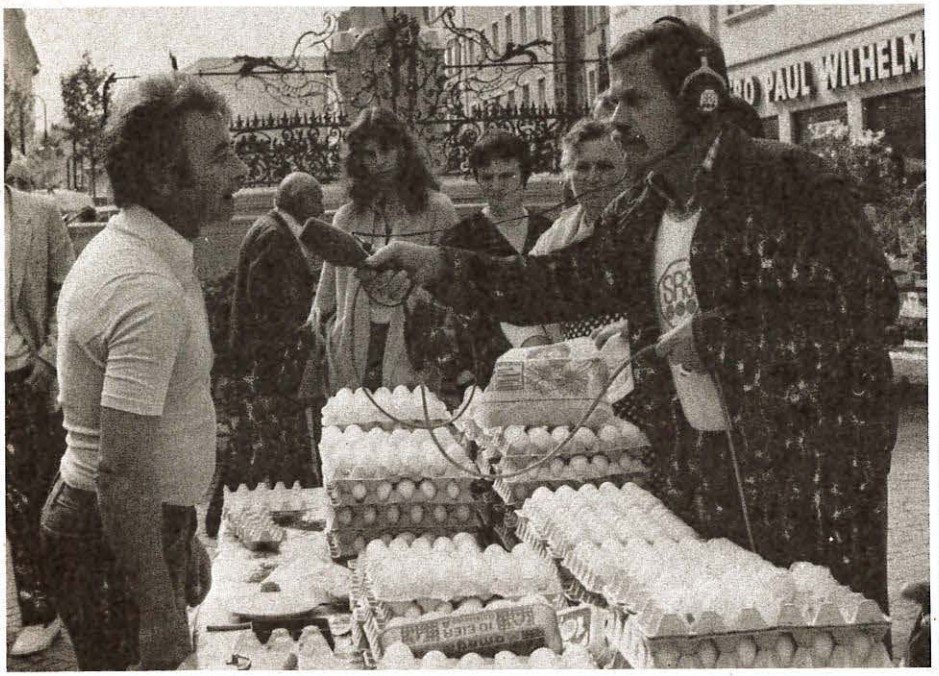

FOTO: SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK

Mehr noch als bei den gedruckten Medien müssen beim Rundfunk Journalisten und Techniker Hand in Hand arbeiten. Wenn einer auf der Leitung steht oder der andere nicht gleich schaltet, dann erleben das nicht selten die Zuhörer „live" am Radio mit. Verlangt ist allerhöchste Konzentration. Das beobachtete unser Autor, der einen – turbulenten – Tag lang auf der „Europawelle Saar" mitschwamm.

Es ist 8.05 Uhr: „Guten Morgen, meine Damen und Herren . . ." Wie jeden Tag – außer Sonntag – läuft über die Europawelle Saar „Journal (I)" an. „Viele, viele News und noch mehr Musik" verspricht der Moderator den Hörern der populären Sendung, die zunächst bis Mittag und ab 14.05 Uhr, nach den Nachrichten, für weitere vier Stunden ausgestrahlt wird.

Das „Journal" ist ein Magazin. Diese relativ neue Sendeform kam Anfang der sechziger Jahre aus den USA „herüber". „Die Mischung aus heißer Information und noch heißerer Musik", wie es der Moderator mit viel „drive" in der Stimme formuliert, hat ihren Reiz in der Unmittelbarkeit der Berichterstattung. Kurz: Das Magazin ist eine zeitgemäße Art, Rundfunk zu machen. Die Zeit der Zwei-Stunden-Wortsendungen ist endgültig passé. Wer sich nun aber vorstellt, daß der Moderator im Sendestudio des Saarländischen Rundfunks gemütlich Pause machen kann, während die Dame von der Technik drei Hits nacheinander „abfährt", der irrt sich gewaltig.

Der Mann am „Mikro" hat leider keine Zeit für mich. Ich stehe in der „Sendeleitung", einem Raum, der – wie die „Senderegie" auf der anderen Seite – durch eine Glasscheibe vom Sendestudio getrennt ist. Ich beobachte den Moderator, der gleichzeitig von zwei Seiten gefordert ist: Eine junge Frau, die gerade ins Studio gekommen ist, wedelt mit einem Blatt unter seiner Nase herum – es geht, so kriege ich mit, um eine aktuelle Meldung, die der Moderator „noch irgendwo einbauen soll". Gleichzeitig signalisiert eine andere Dame mit routinierter Gestik aus der Senderegie, daß der nächste Interview-Partner am Apparat sei. Wie soll ich in dieser konzentrierten und ein wenig angespannten Arbeitsatmosphäre einen Interview-Partner finden, der mich ruhig und gelassen über seinen Part im weiten Berufsfeld Rundfunkanstalten aufklärt?

Ich habe unerwartetes Glück: Der Redakteur, der heute das „Journal" musikalisch gestaltet und neben mir in der „Sendeleitung" steht, macht mir ein spontanes Angebot: So um die Mittagszeit könne ich ihn im Sendestudio – während er „Jazz nach 12" moderiere – besuchen. Sagt Jan Hofer. Und kümmert sich weiter ums „Journal".

Ich bleibe auch noch ein bißchen dabei, sehe durch die beiden Trennscheiben hinüber in den Senderegieraum, wo die junge Dame dem Moderator schon wieder etwas mit den Händen „erzählt". Wenn ich sie recht verstehe, deutet sie ihm gerade an, daß die Person am anderen Ende der Leitung sehr redselig sei. Aber warum frage ich sie eigentlich nicht selbst?

Tatsächlich hat sie jeweils zwischen zwei Telefongesprächen ein paar Sätze übrig für mich: Gabriele Futterer* heißt sie, pendelt – noch – zwischen Universität und Funkhaus, macht gerade ihr Hauptdiplom in Psychologie und streckt vorsorglich schon einmal die Fühler ins künftige – hoffentlich! – Berufsleben aus, arbeitet stundenweise als Redaktionsassistentin.

Im Augenblick telefoniert sie schon wieder. Ihre Hauptaufgabe während der Sendung ist es, Gespräche von „draußen" anzunehmen. Bei einer Live-Telefon-Aktion, wie sie in „Journal 1" zum Programm gehört, werden die ankommenden Telefonate nämlich nicht sofort an den moderierenden Redakteur weitergeleitet. Vorarbeit leisten Redaktionsassistenten auch beim Sammeln von Fakten; sie koordinieren Termine und halten Kontakt zu den Mitarbeitern, bei denen aktuelle Beiträge bestellt worden sind. Kurzum, ohne die Assistenten würde es unzweifelhaft viel länger dauern, bis die neuen Informationen vom superschnellen Medium Rundfunk verbreitet werden. Redaktionsassistenten – vor zehn Jahren noch ein selten gehörter Begriff – leisten Hilfs- und Zulieferdienste, aber nicht wenige journalistisch Ambitionierte – wie auch Gabriele Futterer – haben sich so einen Zugang zum Rundfunkjournalismus verschafft.

Vielseitig

An der Person Jan Hofer läßt sich wahrscheinlich am deutlichsten darstellen, was ein „Allround-Rundfunk-Journalist" ist. Er gestaltet Sendungen textlich – ist also Redakteur. Er gestaltet sie musikalisch – ist also Musikredakteur. Er moderiert sie – ist also Moderator. Er spricht Texte, die andere verfaßt haben – ist also Sprecher. Das ist typisch für den nichttechnischen Bereich im Rundfunk: Berufsbezeichnungen und Tätigkeiten haben fließende Grenzen. Jan Hofen und ich machen uns miteinander bekannt, als sich das „Journal 1" der Europawelle Saar gegen 12 Uhr mit Poptönen flott verabschiedet. Jan Hofer gehört, wie schon gesagt, zu den Redakteuren, die das Magazin musikalisch bestimmen. Ein Musikredakteur, der auch „Programmgestalter (Musik)" heißt, muß vor allem einer Aufgabe gerecht werden: „Er stellt Einzel-Musiken zu einem Laufband-Programm zusammen, das in der Abfolge gewissen Kriterien

** Name von der Redaktion geändert*

entsprechen soll" – so oder so ähnlich steht es in den Handbüchern. Aber die hier – wohl der Einfachkeit halber – klar voneinander abgegrenzten Berufe und Tätigkeiten verwischen sich in der Praxis.

Die Zeit der Fünf-Minuten-Nachrichten nutzt Jan Hofer für den „Umzug" in das Studio nebenan. Ich darf ihn begleiten. Die Hörer, die „Saar 2" eingeschaltet haben, begrüßt Hofer nun sehr freundlich. Er ist jetzt nicht nur der gestaltende Musikredakteur, sondern auch der Moderator von „Jazz nach 12". Er präsentiert ein unterhaltsames Programm, dessen Titel er selbst zusammenstellte. Ein Musikredakteur soll aus einem großen Repertoire schöpfen können. Es muß vom Wiener Walzer bis beispielsweise zum neuesten Hit der West-Berliner Gruppe „Spliff" reichen, der zufällig „Radio" heißt. Um heute Chancen auf eine Position als Musikredakteur zu haben, ist ein abgeschlossenes Musikstudium unbedingt notwendig.

Um beim „Journal" und bei „Jazz nach 12" direkt dabei zu sein, nehme ich gern in Kauf, gelegentlich meine Fragen zu wiederholen. Denn wenn die Tontechnikerin resolut auf ihre Kommandotaste drückt, muß sich Moderator Jan Hofer ganz schnell auf seine nächste Ansage konzentrieren. Mit ein paar knappen Sätzen kündigt er eine Überraschung an. Schon liegt die Platte auf. Wir müssen beide grinsen. Es ist „Theo wir fahrn nach Lodz". Nein, nicht der Schlager von Vicky Leandros – eine Jazzversion! Ein Zeichen Hofers zur Tontechnikerin, von der wir wieder durch eine Glasscheibe getrennt sind, signalisiert, daß sie gleich den nächsten Titel anschließen soll. Jan Hofer wird beide Jazznummern „nachmoderieren". Das heißt: er wird erst wenn sie gespielt sind, seine Informationen geben. Deshalb haben wir erneut zirka vier Minuten zur Verfügung, um uns zu unterhalten. Langsam stellt sich durch diese Unterbrechungen auch bei mir hautnah das „Hörfunk-Magazin-Gefühl" ein. Ich versuche in der Zeit, in der Hofer seinen Musik-Fahrplan Titel für Titel „abhakt", präzise Fragen vorzuformulieren – wie ein Rundfunkjournalist. Dabei soll aber ein solcher Kurz-Dialog nicht mechanisch abgespult wirken, sondern lebendig. Es heißt Flexibilität dem Partner gegenüber zeigen. Ganz schön anstrengend ist das auf die Dauer! Um so bewundernswerter wirkt auf mich, wie Hofer zwischen der anonymen Masse der Hörer am Gerät und mir, dem Gesprächspartner im Sendestudio, „pendelt" – ein Routinier, der sich auf den Bruchteil einer Sekunde hin von A nach B bewegt, vollkonzentriert. Seine Ansa-

FOTOS: SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK

FOTO: WDR

Musik-Puzzle: Jazz (im Bild oben die legendäre „Original Tuxedo Jass Band" aus New Orleans) ist darin nur ein Teilchen. Es muß aber nicht immer Studio sein – der Rundfunk geht auch „raus" (Bild Mitte). Überall aber sorgen Tontechniker(innen) dafür, daß akustisch alles „passend kommt".

gen hat er noch nicht einmal in Stichworten vorbereitet. Er hat eben zu jedem Titel etwas zu sagen, aus. Er präsentiert ja „sein" Programm.

Grundbedingung für eine derartige, locker klingende Live-Sendung scheint auch der gute Team-Geist zu sein, der zwischen Tontechnikerin und Moderator herrscht. Beim Mikrofontest hatte die offenbar bestens gelaunte junge Dame Jan Hofer mit dem Satz „Nicht so hoch, Du Anfänger" angemacht, wie man heute so schön sagt. Nein, ein Anfänger ist Hofer gewiß nicht. Das zeigt allein schon die Wandlungsfertigkeit, mit der er seine angenehme Stimme vielseitig einzusetzen versteht. Die Tonlage paßt Hofer gewissermaßen der Sendeform an.

Ihm wäre es sicherlich auch möglich, eine Funkerzählung zu sprechen. Diese traditionelle Form des Mediums Rundfunk soll künftig wieder mehr gefördert werden. Das versprechen die Planer einer Neustrukturierung der „2. Hörfunk-Programme" auf der „Südschiene", zu der der Südfunk, Südwestfunk und der Saarländische Rundfunk gerechnet werden. Der Südfunk Stuttgart will beispielsweise bei freien Autoren für jeden Monat ein eigens für den Funk geschriebenes literarisches Werk in Auftrag geben. Das jedoch ist lediglich eine Seite der (neugeprägten) Medaille. Eine radikale Reform steht ins Haus. Der Wertbegriff „2. Programm" löst sich in den umgestalteten Musik- und Kulturstunden auf.

Die Reformer haben an ihrem Konzept drei Jahre lang gearbeitet. Seit dem 1. Oktober dieses Jahres wird es in die Praxis umgesetzt. Sehr ausdrücklich wurde betont, daß die bewährte Funkerzählung – ein Prunkstück aller zweiten Hörfunk-Programme – nun wieder Glanz bekäme. Damit möchte man auch den Vorwurf organisierter Schriftsteller entkräften, die ihr Betätigungsfeld im Rundfunkbereich schrumpfen sahen. Das soll sich bald ändern. Neue Autoren braucht das Land.

Aber die eigentliche Reform geht in eine ganz andere Richtung. Den „klassischen Zweitprogramm-Hörer" gebe es nicht mehr, heißt es. Neuen Umfragen und Statistiken zufolge, veränderten sich die Bedürfnisse der Hörer. Dennoch bleibe jedermann gerne „nur auf seiner Welle". Diese Treue dem 2. Programm gegenüber soll belohnt werden – so ist der Saarländische Rundfunk dabei, „im Zweiten" Reihen zu gestalten, die breit informieren und auf den Tagesablauf der Hörer Rücksicht nehmen. Auch Südfunk 2 und Südwestfunk 2 ziehen heute gemeinsam mit der Europawelle Saar den alten Programmen jene vor, die E- und U-Musik mischen.

Die neuen Programmreihen wollen natürlich auch bei den Themen populärer sein als ihre Vorgängerinnen. Der Begriff Kultur wird sehr, sehr weit gefaßt. Wie kann eine solche exemplarische Sendung aussehen? Nach aktuellen Kinotips erwartet den Hörer möglicherweise ein Interview mit dem verdientesten Blutspender der Region. Ein knapper Kunsthandwerksausstellungsbericht, ein witziger Sketch und „background"-Infos über das Eichmaß dürfen sich in unserem Prototyp eines Magazins anschließen. Die Auswahl der Beiträge ähnelt einem Spiel ohne Grenzen. Und zwischendurch gibt es immer wieder Musik. Sie darf von „Classical"-Barbra Streisand, die heute auch Händel singt, über Bach und Mozart bis zu Pink Floyd reichen. Mit derartig unkonventioneller Auswahl läßt der Saarländische Rundfunk früh am Morgen aufhorchen.

Eine lebendige Präsentation ist den programmgestaltenden Redakteuren wichtiger als ein „Fachwissen am Mikrofon". Jede Reform kostet Geld. Der SR rechnet mit Mehrkosten um rund 250 000 Mark. Sie werden – hauptsächlich – in die Taschen freier Journalisten fließen, die in der neuen „Schiene 2" zum Einsatz kommen. Von diesen Mitarbeitern wird individuelle Ausstrahlung verlangt. Das war vielleicht auch Jan Hofers Chance. Sein „Jazz nach 12" ist nämlich keine Sendung für Jazz-Puristen. „Interpretierende" Zwischentexte sind in „Jazz nach 12" erlaubt; Hofer wirkt hier sehr persönlich. Wenn er jedoch die Nachrichten liest, was er zwar nicht jetzt aber doch gelegentlich tut, leistet er sprecherische Schwerstarbeit. Dann wird von ihm verlangt, schnörkellos nüchtern, verständlich und – selbstverständlich – unbeteiligt zu sein.

Seltene „Stimmen"

Wer nun – angesichts der Verschmelzung verschiedener Berufe – fragt, ob es den „klassischen" Sprecher, die „Stimme", noch gibt, erwartet eine Antwort ohne Umschweife. Es gibt ihn noch. Otto K. Müller, Chefsprecher des Saarländischen Rundfunks, kommt mir auf dem Flur entgegen. Er ist auf dem Weg ins Produktionsstudio. Dort erwartet man ihn allerdings erst in einigenMinuten. Diese Minuten gehören mir. Er sagt, daß – alle Rundfunkanstalten zusammengefaßt – im Jahr fünf bis sechs hochqualifizierte Leute, die sowohl live als auch bei (künstlerischen) Studioproduktionen – beispielsweise Hörspielen – arbeiten können, suchen würden. Der Sprecher verliest Nachrichten und moderiert, er spricht Fremdmanuskripte und rezitiert Schöngeistiges. Viele Sprecher sind eigentlich Schauspieler von Beruf. Bei Magazinen jedoch haben Moderator und Redakteur, also Journalisten am Mikrofon, in der modernen Zeit, wie Otto K. Müller meint, den „professionellen Sprecher" zurückgedrängt. Gefragt ist der Sprecher vor allem im Produktionsstudio, zum Beispiel bei Hörbild/Feature-Aufnahmen.

Zurück zu „Jazz nach 12". Gleich geht Jan Hofer mit seiner Stimme mittlerer Tonlage in die letzte Platten-Runde. Bevor er sich verabschiedet, klärt er mit seiner Mitarbeiterin noch Termine ab. „Alles klar?" Jetzt folgt über das wieder geöffnete Mikrofon noch eine nette Moderation. Und „Tschüß!"

Daß sich Hofer als „workoholic" bezeichnen läßt, ist hier nebensächlich. Er nimmt dieses Attribut sogar gerne an, lacht. Zur Arbeit werde er ja nicht gezwungen. Voller Ideen stecke er, sagt Jan Hofer. Die müsse er einfach realisieren. So ist er auch damit beschäftigt, neue Sendeformen auszuprobieren. Dafür hat sich Hofer eigens ein eigenes Heimstudio und ein Tonarchiv eingerichtet. Und wie es scheint – oder treffender gesagt: anhört – hat der 32jährige, der früher Betriebswirtschaft studierte, mit seiner dezenten Art großen Erfolg.

Jan Hofer ist freier Rundfunkjournalist. Das bedeutet, daß er neben dem Saarländischen Rundfunk auch für andere Anstalten arbeiten kann. „Frei" schließt also keinesfalls aus, in einigen Häusern einer „festen", sprich regelmäßigen, Beschäftigung nachzugehen. Als „Freier" fährt Jan Hofer laut eigener Aussage mit diesem nicht an einen Angestelltenvertrag gebundenen Status viel besser. Kein Wunder, er arbeitet sieben Tage die Woche. „Als Moderator", meint Hofer, „ist meine aktive Zeit so begrenzt wie die des Bundesligaspielers." Es steht da offensichtlich die bange Frage im Raum, wie lange die Karriere dauern wird. Wie aber begann Hofers Weg in die Medien Hörfunk und Fernsehen (wo er ebenfalls regelmäßig mitarbeitet)? In Köln hatte, so erzählt der Journalist während der Moderation der Jazzsendung, die Deutsche Welle einen Aushilfsnachrichtensprecher gesucht. Hofer sprach vor in seinem „schönen" von einem Dialekt ungefärbten Hochdeutsch – und wurde genommen. Dann erst hat er – privat – die Übungen eines Sprachlehrers besucht, um zu einer noch besseren Artikulation zu kommen. Bald beschäftigte ihn zusätzlich der Deutschlandfunk. Und Jan Hofer blieb weiter am Ball . . .

„Stressig" sei es, immer sehr exakt auf Zeit zu arbeiten. Das setze eine gute Schulung voraus: „Der Stimme soll der Hörer ja nicht anmerken, wie es dem Moderator gerade psychisch geht." Es kommt eben hier auf das Natürliche an, das aber künstlich – das heißt: erlernt – ist. Eigentlich sei „der Markt für Moderatoren zu", sagt Jan Hofer. Aber es gebe immer eine Möglichkeit für jemand, der sich mit viel Energie dem Journalismus zuwendet und sich frühzeitig informiert.

Arbeitsfeld Hörfunk

Hier bieten sich Praktika oder eine Hospitanz an – aber schon an dieser Stelle liegt der erste Engpaß bei den Rundfunkanstalten. Ein deutliches Mißverhältnis von Angebot (an Hospitanzen wie Praktika) und Nachfrage bremst viele Interessenten schon beim Versuch, diese erste und für den beruflichen Werdegang nicht selten entscheidende Barriere zu nehmen.

Guter Ton?

In Saarbrücken auf dem Halberg, wo früher die Landesfürsten ihre Residenz hatten und wo sich heute um das Schloß der moderne Komplex des Funkhauses gruppiert, sind die hektischen Aktivitäten ebenso völlig abgeschirmt wie bei den Sendern in Baden-Baden oder Stuttgart, in Köln oder Hamburg. Hier wie dort werden alle betriebsamen Geräusche von langen, schallgedämpften Gängen geschluckt. Der Ton, der die Musik macht, wird hier sorgfältig herausgefiltert unter all den – unerwünschten – Lauten im Hintergrund.

Wenn die ganz hohen Töne angeschlagen werden, ist Jürgen Jakob* gefragt. Er darf sich Tonmeister nennen. Dafür hat er nach dem Abitur zwölf Semester an der staatlichen Hochschule für Musik Westfalen-Lippe absolviert. Herr Jakob arbeitet meist mit Helmut Hesse* zusammen, der einen anderen Ausbildungsweg genommen hat. Herr Hesse hatte sich, mit der Fachhochschulreife in der Tasche, in Düsseldorf immatrikuliert. Nach seinem Toningenieurstudium kam er zum Rundfunk. Nun bilden Jakob und Hesse ein fast blind eingespieltes Gespann, das sich auf Musikaufnahmen spezialisiert hat. Bei einem Magazin wie dem „Journal" ist ein Tonmeister wie Herr Jakob, der als Mittelsmann zwischen Toningenieur und dem Dirigenten bei Studioaufnahmen arbeitet, natürlich nicht auf dem Dienstplan zu finden, ein Toningenieur im allgemeinen auch nicht. Dem Team Jakob/Hesse begegne ich auf meinem eher zufälligen Weg durch eines der Produktionsstudios. Ein Musiker schlägt die Pauke, Herr Jakob und Herr Hesse scheinen Testaufnahmen zu machen, mir kommt das alles etwas spanisch vor. Ich muß mich aufklären lassen. Im Zusammenwirken von Tonmeister und Toningenieur verbinden sich Kunst und Technik. In der Praxis bewährte es sich, zwei hochqualifizierte Spezialisten einzusetzen, um eine Aufnahme optimal gelingen zu lassen. In unserem exemplarischen Fall heißt das: Tonmeister Jakob ist dann für den musikalischen Ablauf zuständig, während der technisch-akustische Bereich einer fachmännischen Kontrolle durch den Kollegen Hesse unterzogen wird.

FOTO: SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK / HEISLER

Hörspiel: Solche künstlerischen Studioproduktionen sind selten. Dennoch sind professionelle „Stimmen", Sprecher mit Schauspielausbildung oder -erfahrung, gesucht.

Schließlich bedeutet das auch, daß Jürgen Jakobs Auffassung darüber, wie die Komposition später im elektro-akustischen Medium klingen sollte, das Werk mitprägt. Halten wir fest: Der Tonmeister ist der verantwortliche Leiter von Schallaufnahmen und Übertragungen. Die Einrichtungen moderner Studiotechnik muß er sinnvoll einsetzen und steuern können. Wichtig ist ferner, daß er in der Lage sein muß, die Tonregie nach künstlerischen Kriterien zu führen. Als Mittler zwischen den Kunstformen, die sich akustisch darstellen, und der zur Verwirklichung einer Aufnahme notwendigen Technik, hat der Tonmeister eine eigenschöpferische gestaltende Funktion.

Ein Tontechniker oder eine Tontechnikerin achten während der Sendung darauf, daß alle Tonquellen „passend" kommen. Das ist natürlich besonders bei Live-Sendungen schwierig, wenn auch die Nachbildung der Leitungsparameter schon automatisch erfolgt. Das „Journal" hat heute in der zweiten Schicht die Tontechnikerin Ilona Schuler in der Hand. Gerade kommt sie ins Sendestudio, wo ich mich nach meinem Ausflug ins Zweite Programm auch wieder eingefunden habe. Ilona Schuler hat „eine Viertelstunde" Zeit für mich. Nach dem Abitur, so erzählt sie, hatte sie ursprünglich ein Studium, „Sport", beginnen wollen. Sie war darauf, wie sie sagt,

Ein Redakteur muß aber nicht nur an Telefon und Mikrofon firm sein. Er weiß auch, wie Interview-Konserven zubereitet, das heißt durch Schneiden „sendefähig" gemacht werden.

FOTO: SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK

* *Name von der Redaktion geändert*

FOTO: WERTH

Meister-Töne: Bei Schallaufnahmen im Studio oder bei Übertragungen führt ein Tonmeister Regie. Er ist der Anwalt der Kunst im Zusammenwirken mit der Technik.

aber „nicht völlig fixiert". Als Alternative faßte die heute 26jährige bereits damals ins Auge, „etwas mit Musik" zu machen. Als Tontechnikerin kann sie nun manchmal beide Interessen, Sport und Musik, miteinander in Einklang bringen. Am Samstagnachmittag geht es nämlich auch im SR-Studio richtig heiß zu, wenn sich die Fußballreporter in Konferenzschaltungen aus den Bundesliga-Stadien melden sollen. Das verlangt höchste Konzentration von der Tontechnikerin. Ilona stöhnt zwar ein kleines bißchen über den Streß, der am Wochenende regelmäßig auf sie wartet – aber es gibt für sie auch immer wieder ein Erfolgserlebnis: „Wenn alles, bis zum Schlußpfiff, reibungslos geklappt hat." Tontechniker arbeiten rund um die Uhr im Schichtdienst und – wie die „Magazin-Macher" auch – meistens unter Zeitdruck. Ihre Arbeitsplätze sind Sende- und Produktionsstudios. Ilona Schuler liebt ihre Arbeit, „weil sie abwechslungsreich ist".

Das „Journal" ist nach ein paar Stunden und vielen Gesprächen fast ein offenes Buch für mich. Es fehlt mir eigentlich nur noch der „Chef". Dann sitze ich Hermann Stümpert gegenüber. Hermann Stümpert ist Leiter der Unterhaltungssendungen der „Europawelle Saar" und damit verantwortlich für das „Journal", kein würdiger Herr, sondern – er verzeihe – ein bärtiger, fülliger Typ mit längeren Haaren. So also sieht der „Unterhaltungschef" aus: sympathisch.

Unterhaltungsprofi: Herbert Stümpert leitet bei der Europawelle Saar „die Unterhaltung" (auf unserem Bild spricht er gerade mit Frau Annemarie Renger).

FOTO: SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK

„Chef" der Unterhaltung

Stümpert, Jahrgang 1949 und seit nunmehr zehn Jahren fest angestellter Redakteur des Saarländischen Rundfunks, plaudert gerne aus dem „Nähkästchen". Werdegang? Lokalzeitung, Studium der Germanistik, Geschichte und Soziologie, und „nebenbei" (das heißt bei Vollblutjournalisten meistens: hauptsächlich) Mitarbeit bei Zeitung und Rundfunk – dann der große Sprung. 1974 wurde Stümpert Jugendfunkredakteur, drei Jahre später wechselt er in die SR-Programmplanung und seit 1979 verantwortet er die auf dem Halberg produzierte Unterhaltung.

Ein Rundfunkredakteur wie er muß „disponieren". Folglich ist es seine primäre Aufgabe, die Zeit, über die seine Abteilung verfügen darf, mit aktuellen Beiträgen zu füllen, füllen zu lassen. Daß ich ihn an seinem Schreibtisch „erwischt" habe, war „Glücksache", wie er sagt. Er ist oft unterwegs, irgendwo im Haus oder „draußen".

Das „Journal" – oder genauer: die es gestalten – müssen oft schnell reagieren. Das Team legt vor der Ausstrahlung des Magazins nur ein einziges politisches Thema fest. Im Wettlauf mit der Zeit entsteht dann kurz vor und innerhalb des „Journals" eine Ausgabe, die das aufbereitet über den Äther gehen läßt, was der Fernschreiber ausspukt. Konferiert, erläutert Stümpert, wird „praktisch während der Sendung. Permanent."

Gefordert ist nicht allein die reine, gerade in die Welt gesetzte Meldung. Zum Konzept gehört es, das Neue mit Hintergrundinformationen jedem Hörer verständlich zu machen. Da es sich jedoch um eine Unterhaltungssendung handelt, hat vom Zeitanteil her die Musik tagtäglich das Übergewicht. Ein „Melodienteppich" dient als Träger für die von der Redaktion mundgerecht servierten Themen. Wie wird „man" Rundfunkredakteur? Herr Stümpert weist darauf hin, daß die Zeiten der „abgebrochenen Studenten" wohl endgültig vorüber sind, die sich früher allein durch journalistisches Gespür, Talent und Bewährung in der praktischen Berichterstattung auf einen Redakteursstuhl schwangen. Heute, so kann man gewissenhaft festhalten, ist ein abgeschlossenes Studium verlangt. Diese Grundqualifikation bedeutet keinesfalls aber eine Eintrittskarte ins Reich des Rundfunks. Einer schriftlichen Bewerbung gibt Hermann Stümpert wenig Chancen – es ist ein offenes Geheimnis, daß Stellen, die öffentlich ausgeschrieben werden (müssen!), hausintern längst besetzt sind, oder so hohe Anforderungen voraussetzen, die ein „Greenhorn" nie und nimmer nachweisen kann.

Trotzdem: Gute Leute werden gesucht. Hermann Stümpert gibt offen zu, daß er jeden Bewerber zunächst einmal „massiv abblockt". Seine Devise: „Journalisten, die sich abwimmeln lassen, sind keine." Chancen gäbe es immer, sagt er, wenn man einmal auf sich aufmerksam gemacht habe. Zum Beispiel durch gute Arbeitsproben, das heißt selbständig und gründlich vor Ort recherchierte Themen.

Da Volontariatsstellen beim Rundfunk sehr rar sind und die Aufnahmekapazität der Journalistenschulen relativ gering ist, wird das Rüstzeug für den künftigen Beruf sehr oft in Zeitungsredaktionen erworben. Umzusatteln ist nicht so einfach wie man vielleicht denkt, denn die vergängliche Rundfunksprache unterscheidet sich grundlegend von der Zeitungssprache, die Sachverhalte schwarz auf weiß wiedergibt.

Der Sturm auf die Medienlandschaft hält an. Viele hatten nie ein anderes Berufsziel, aber zunehmend orienteren sich auch arbeitslose Akademiker und viele Lehramtsstudenten angesichts einer ungewissen Zukunft dahin: Warum nicht zum Rundfunk gehen? Man glaubt fest daran, die deutsche Sprache souverän zu beherrschen, und schätzt es sehr, wie locker die Vertreter vom „Funk" öffentlich auftreten (dürfen). Hinzu kommt, daß gerade der Hörfunk mit seiner Technik Faszination ausübt. Jeder Moderator nennt mittlerweile auch die Namen der Kollegen im Studio, die das Magazin über den Äther nach draußen schicken. Verborgen bleiben die ungeheuren Anforderungen an Konzentrationsfähigkeit, Fachwissen und Allgemeinbildung, psychische und physische Belastbarkeit, die an fast alle Mitarbeiter in den Rundfunkanstalten gestellt werden.

Bei der Heimfahrt im Auto dann wieder das „Journal": Flotte Musik, dann ein gut aufgelegter Moderator, wieder Musik. Nach meinem Blick hinter die Kulissen bin ich kein unbeteiligter Zuhörer mehr: Ich sehe förmlich den Reporter in eins der Produktionsstudios eilen, um seinen Beitrag von zwölf auf drei Minuten zu kürzen, das heißt „sendefähig" zu machen. „Soeben", sagt die Stimme aus dem Radio, „haben wir einen Bericht von unserem Mitarbeiter aus Homburg bekommen, der . . ."

Werner Hacker

Literatur

Bundesanstalt für Arbeit (Hrsg.): Blätter zur Berufskunde „Journalist/Journalistin" (2-X F 30); „Tonmeister/Tonmeisterin" (3-I R 02); „Diplom-Ingenieur/Diplom-Ingenieurin an Fachhochschulen, Fachrichtung Elektrotechnik" (2-I V 30). Bertelsmann Verlag KG, Postfach 10 20, 4800 Bielefeld I.

Walther von La Roche/Axel Buchholz (Hrsg.): „Radio-Journalismus – Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis im Hörfunk", Paul List Verlag München, 1980.

Erzieher / Erzieherin

Lebens-Training

FOTO: SORGE

Gleich ob sie nun in einem Kindergarten, Schülerhort, Jugendheim arbeiten – Erzieher geben ihren Schützlingen, meist an Elternstelle, ein Lebens-Training. Die eigene Persönlichkeit ist dabei eine maßgebliche Größe. Wir berichten über ein paar alltägliche Stunden einer Erzieherin an einem Kindergarten.

Als Pia Velle* an diesem Februar-Morgen den Kindergarten betritt, schlägt es 7.45 Uhr. Die Erzieherin ist nicht die erste, obwohl eigentlich erst um 8.00 Uhr geöffnet wird: Die Leiterin sitzt schon in ihrem Büro und versucht, ein paar Schreibarbeiten zu erledigen, so gut das die drei „Frühankömmlinge" zulassen, die sie in ihre Obhut genommen hat. „Ein paar Kinder kommen immer vorzeitig" erklärt Pia Velle, „gerade jetzt im Winter, oft, weil die Mütter etwas früher zur Arbeit müssen, oft auch, weil sie irgendeinen Termin – einen Arztbesuch, einen Behördengang – haben. Und es ist üblich, daß wir uns darauf einstellen ..."

Der Arbeitstag beginnt, wie immer, für die Erzieherin in der Küche. Sie brüht eine große Kanne Früchtetee auf. „Das ist aber mein ‚Privatvergnügen'", sagt sie, „ich habe das einmal angefangen, weil ich nicht mag, daß die Kinder so ein Zuckerwasser mitbringen." Draußen im Flur, an einer Pinwand, sind ein paar Teebeutel-Anhänger – Kamille, Hagebutte – und ein Zettel befestigt: „Wir brauchen Tee – wer bringt mit?" Diese „Bestellung" klappt bestens, wie die Erzieherin sagt: „Die Eltern reißen sich die Anhänger ab und geben den Kindern dann ein Päckchen Teebeutel mit. Wir saßen jedenfalls noch nie auf dem Trockenen."

Während das Teewasser heiß wird, sucht sich Pia Velle das Material zusammen, das sie heute morgen brauchen wird: In ein paar Tagen ist Karneval, und heute will sie mit den Kindern Geräuschinstrumente basteln. Die Zutaten sind einfach – Pappröhren, die aus Küchenrollen stammen, buntes Kreppapier, getrocknete Erbsen, Klebstoff: „Wir arbeiten hier fast ausschließlich mit wertlosem Material. Im Kindergartenbeitrag sind zwar monatlich ein paar Pfennige ‚Spielgeld' enthalten, die für Materialien gedacht sind, aber das reicht nicht weit. Sparen heißt die Devise. Aber auch hier ist Verlaß auf die Eltern. Die Küchenrollen beispielsweise haben die Mütter gesammelt, dann bringen viele Kinder Computerpapier mit ... Was wir hauptsächlich brauchen, ist Phantasie."

**Name von der Redaktion geändert*

9. Jahrgang · April 1985 · 3,00 DM P 3323 EX

abi

Berufswahl Magazin 4/85

Themen

Taschenlexikon für Studienstarter
Erzieher/Erzieherin
Humanmedizin
Bewerbung
Sport
Lehramt an Gymnasien/ Sekundarstufe II

1 BEWERBUNG TEST UND AUSWAHLVERFAHREN VORSTELLUNG

Arbeitsfeld Hörfunk

TEAM AUF EINER WELLE